

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums

Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog

Band: 72 (2016)

Artikel: Schweizer Judentum im Wandel : zu einer im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms "Religionen in der Schweiz*" (NFP 58) veranlassten Untersuchung

Autor: Domhardt, Yvonne

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Judentum im Wandel

Zu einer im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms „Religionen in der Schweiz“ (NFP 58) veranlassten Untersuchung

Von *Yvonne Dombardt**

Sie sind allesamt im Wandel, im Umbruch: die Religionen in Europa. Christentum, Judentum, Islam, doch auch die anderen Religionen sehen sich immer neuen Herausforderungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft gegenübergestellt. Die Schweiz mit ihrem besonderen (ausser)europäischen Status quo macht hier keine Ausnahme – im Gegenteil: Die aktuelle Lage veranlasste den Schweizer Bundesrat, am 2. Dezember 2005 das Nationale Forschungsprogramm „Religionen in der Schweiz“ (NFP 58) mit 28 Teilprojekten zu bewilligen und dafür zehn Millionen Franken bereitzustellen. Seit Sommer 2007 liefen die wissenschaftlichen Forschungen; erste Schlussberichte folgten ab Anfang 2009. Der 19 Seiten umfassende Schlussbericht „Schweizer Judentum im Wandel“ wurde am 28. Juni 2010 an der Universität Basel unter der Projektleitung von Historiker Daniel Gerson vorgelegt, und die Buchausgabe erschien 2014 in Zusammenarbeit mit dem Basler Ordinarius für Geschichtswissenschaft Jacques Picard.¹

Bereits der Haupttitel der Studie kündigt an, was die acht Schweizer Forschenden aus unterschiedlichen Fachbereichen und Disziplinen im Rahmen des Projektes bewegt hat: Es sind der Wandel sowie die Entwicklung, denen die jüdische Gemeinschaft der Schweiz im 20. und 21. Jahrhundert unterworfen ist. Es wird auch längst nicht mehr nur vom „Schweizer Judentum“ gesprochen; vielmehr hat sich inzwischen die Bezeichnung „Schweizer Judentümer“ (S. 13) eingebürgert.

Im Resümee der NF-Studie werden folgende allgemeinen Entwicklungslinien festgehalten (vgl.: http://www.nfp58.ch/d_kommunikation_publicationen_projektpublicationen.cfm):

„Das Schweizer Judentum befindet sich in einer Phase der Umstrukturierung. Das bis anhin dominante Modell von Einheitsgemeinden mit orthodoxem Rabbinat und

* Dr. *Yvonne Dombardt*, Israelitische Cultusgemeinde Zürich (ICZ), Bibliothek, Lavaterstrasse 33, CH-8002 Zürich.

1 PICARD, JACQUES / DANIEL GERSON (Hrsg.), *Schweizer Judentum im Wandel. Religion und Gemeinschaft zwischen Integration, Selbstbehauptung und Abgrenzung*, Zürich: Chronos Verlag, 2014, 338 S., ISBN 978-3-0340-1201-0.

pluralistischer „Basis“ wird durch den Austritt von nicht-orthodoxen Mitgliedern, die sich nicht mehr mit den Gemeindeinstitutionen identifizieren können, an Bedeutung verlieren. Der Fortbestand zahlreicher kleinerer und mittlerer Gemeinden ist ungewiss.

Das organisierte jüdische Leben wird sich im Wesentlichen auf Genf und Zürich konzentrieren, wo sich eine Vielfalt jüdischer Gemeinschaften entwickeln konnte. Die dort seit den 70er Jahren etablierten reformjüdischen Gemeinden werden dank der Integration von Mischehenfamilien und von Zuwanderern aus dem Ausland zunehmend wichtiger.

Ohne Integration der gesamtgesellschaftlich sehr gut vernetzten Reformgemeinden wird es für den SIG künftig schwieriger, seine Rolle als repräsentativer Vertreter des Schweizer Judentums gegenüber Behörden und Öffentlichkeit wahrzunehmen.

Vermehrt werden sich informelle, kleinere Gemeinschaften bilden, in denen Familien ohne Rücksicht auf rabbinische Autoritäten, aber meistens auch ohne die Bildung von dauerhaften Institutionen, wie Gemeindehaus und Friedhof, jüdische Religionspraxis an die kommenden Generationen vermitteln.

Die ultraorthodoxen Gemeinden von Zürich (Agudas Achim, IRG) werden dank hoher Kinderzahl und strikter Endogamie als Gemeinschaft mit einer umfassenden Infrastruktur weiter bestehen. Ihre Beziehungen sowohl zur jüdischen Welt ausserhalb ihres Milieus als auch zur Mehrheitsgesellschaft werden distanziert und punktuell konfliktuell (Anerkennung reformjüdischer Gemeinden, Bildungswesen) bleiben.

Dank der institutionellen Pluralisierung wird weiterhin eine Mehrheit der Jüdinnen und Juden in der Schweiz kollektive Formen für ein ihnen gemässes Judentum finden. Auf Grund des Rückgangs von persönlichem und finanziellem Engagement für die Gemeinden verringert sich jedoch deren Handlungsspielraum.

Die Bildung von Gemeinden, die verschiedene Strömungen des Judentums gleichberechtigt unter einem institutionellen Dach vereinigen (siehe Berlin und Stockholm) dürfte in der Schweiz aufgrund der fest etablierten institutionellen Pluralisierung scheitern.

Die verstärkte Auseinandersetzung im Schweizer Judentum mit Entwicklungen in der Diaspora ist Ausdruck eines nach dem Holocaust wieder erstarkten europäisch-jüdischen Selbstbewusstseins. Auch deshalb ist trotz einer ungünstigen demographischen Entwicklung weiterhin ein pluralistisches, religiöses Leben in der Schweiz möglich.“

Die einzelnen Beiträge nehmen das Schweizer jüdische Leben in all seinen Facetten ins Visier. So fragt Jacques Picard in seinem einleitenden Beitrag „Konfliktuelle Vielfalt und sekundäre Pluralisierung“ nach dem heutigen Werte- und Traditionswandel im Schweizer Judentum. Nach einem kurzen Überblick über die Befunde aus dem NFP 58 und einem etwas ausführlicheren Bericht über die verschiedenen Richtungen und Strömungen innerhalb des Judentums nimmt Jacques Picard die Schweiz in den Blick, umreist die Entwicklung der Schweizer jüdischen Gemeinden und stellt eine „binnenjüdi-

sche Pluralisierung“ (S. 30) fest, die einerseits zur Bildung liberaler Gemeinden vornehmlich in den 1970er Jahren geführt hat, aber auch zur Gründung von Gruppierungen mit charedischer Ausprägung wie etwa die Chabad-Bewegung. Für die jüdischen Gemeinden mit demokratischer Struktur wie etwa die Israelitische Cultusgemeinde Zürich ICZ oder die Zürcher liberale jüdische Gemeinde Or Chadasch ist die sog. öffentlich-rechtliche Anerkennung von hoher Bedeutung und stellt für sie eine politische Signalwirkung dar. (Zu erwähnen ist hier, dass die Or Chadasch keine Mitgliedsgemeinde des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes SIG ist, da die orthodoxen Gemeinden ihr Veto gegen einen Beitritt der liberalen Gemeinden einlegten).

Die Historikern Isabel Schlerkmann behandelt in ihrem Beitrag „Orte des Wissens“, basierend auf ihrer unpublizierten Basler Bachelorarbeit von 2009, die Wahrnehmung des Judentums in der Schweizer Öffentlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die von der Betreuung Schoa-Überlebender sowie dem Wiederaufbau jüdischen Lebens in Europa geprägte Nachkriegszeit wurde begleitet von der Euphorie rund um die Gründung des Staates Israel und dem damit einhergehenden wachsenden jüdischen Selbstbewusstsein. Die anfänglich hohe Sympathiewelle für Israel auf nichtjüdischer Seite schlug während des Jom-Kippur-Krieges 1973 um in Gleichgültigkeit und Antipathie dem jüdischen Staat gegenüber. Bis zur Aufarbeitung der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg durch die sog. Unabhängige Expertenkommission sollten noch gut zwanzig Jahre vergehen, in denen allerdings die nichtjüdische Sicht auf das Judentum in all seinen Facetten kontinuierlich an Bedeutung gewann. Davon zeugt beispielsweise die Einrichtung judaistischer bzw. jüdisch-christlicher Institute oder auch die Gründung von Orten der interreligiösen Begegnung, so etwa das Zürcher Lehrhaus, das zwanzig Jahre nach seiner Inauguration 2015 seinen Namen in Zürcher Institut für interreligiösen Dialog ZIID änderte. Weitere Bildungs- und Kulturorte wie etwa das Ende der 1980er Jahre gegründete ICZ-College der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich und das Erstarken jüdischer Bibliotheken rückten das Judentum immer weiter in den Fokus des Interesses. Ein wesentlicher Meilenstein ist die öffentlich-rechtliche Anerkennung einer Reihe jüdischer Gemeinden besonders zu Beginn der 2000er Jahre (s.o.). Festzuhalten bleibt, dass in der Schweiz heute eine vielfältige Infrastruktur existiert, in der sich Juden wie Nichtjüdinnen in einer Weise rund um das Judentum breit informieren und austauschen können, wie es vor wenigen Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wäre.

Wie hat sich das Phänomen der direkten Demokratie auf die jüdische Minderheit besonders in Bezug auf die Schächtfrage ausgewirkt? fragt Christian Bolliger, promovierter Politikforscher, in seinem Beitrag „Judentum in der Direktdemokratie“. In der Schweiz ist das Schächten seit der Annahme der Volksinitiative „Verbot des Schlachtens ohne vorherige Betäubung“ im Jahre 1893 verboten; der Import von Schächtfleisch ist indes bis heute möglich.

Bolliger analysierte zum Thema Parlamentsdebatten, Volksinitiativen und Volksabstimmungen – auch vor dem Hintergrund des Tierschutzgesetzes. Ein überraschendes Teilergebnis zeigt, dass „die direktdemokratischen Institutionen der Volksinitiative und des Referendums die Durchsetzung von Interessen der jüdischen Gemeinschaften in der Schweiz im Zeitraum ab dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts tendenziell gehemmt, sicher aber nicht gefördert haben.“ (S. 95) Dies wäre eine mögliche Antwort auf die Frage, weshalb das Schächtverbot bis heute besteht; Bolliger hält allerdings auch fest, dass „Abstimmungen über eine Verschärfung des Schächtverbots verhindert werden“ (ebd.) konnten.

Es gab und gibt sie überall, auch in der Schweiz: die jüdischen Reformbewegungen. Daniel Gerson befasst sich in seiner ausführlichen Studie mit den „Pluralisierungen und Polarisierungen“ zwischen 1950 und 2010 und kommt zur Schlussfolgerung, dass auf dem Hintergrund der sich nachhaltig verändernden sozialen Gegebenheiten auch die jüdischen Gemeinden vor neue, teilweise gravierende Herausforderungen gestellt wurden und werden. Die Folge davon sei zum einen die Bildung „explizit reformjüdischer beziehungsweise religiös-liberaler Gemeinden“. (S. 154) Zum anderen sehen sich die bis in die 1960er Jahre unumstrittenen traditionellen Einheitsgemeinden heute vor immer neue Anforderungen gestellt, da sie die wachsende religiöse ‚Liberalisierung‘ zumindest noch zum Ende des 20. Jahrhunderts eher nicht mittragen konnten oder wollten. Eine Gegenbewegung zu den erstarkenden liberalen jüdischen Gemeinden stellen die orthodoxen Gemeinschaften unterschiedlicher Prägung dar, die sich einerseits auf die traditionellen jüdischen Werte besinnen, andererseits aber auch durch äusserst populäre öffentliche Auftritte das (ultra)orthodoxe Judentum allen Jüdinnen und Juden schmackhaft machen wollen wie etwa vor allem die Chabad-Bewegung.

Für welche religiöse Ausrichtung sich eine Jüdin, ein Jude auch entscheiden mag, eine zentrale Bedeutung hat in allen Fällen die Stellung der Frau im Judentum. Mit dem etwas provokanten Titel „Konservativer als die Halacha?“ geht die Doktorandin am Berner Institut für Judaistik, Valérie Rhein, der Frage nach, welche Rolle die Bat-Mitzwa, also die Feier der religiösen Mündigkeit für junge Frauen, in den Deutschschweizer Gemeinden spielt. Vor dem Hintergrund, dass Toragelehrsamkeit und Gottesdienst im traditionell-orthodoxen Judentum stets von Männern dominiert waren und auch heute über weite Teile noch sind, dass dort auch nur die Bar-Mitzwa für heranwachsende männliche Juden begangen wird, nicht aber die Bat-Mitzwa, bedeutet eine Neubewertung, ja Aufwertung der Bat-Mitzwa seit den letzten wenigen Jahrzehnten einen gewaltigen Fortschritt für die jüdischen Frauen. Zu erklären sind diese innerreligiösen Bestrebungen nach Neuerungen, die letztlich aber stets auf der Basis der Halacha diskutiert werden (müssen), nicht zuletzt mit den bedeutsamen gesellschaftlichen Veränderungen seit den 1970er Jah-

ren, die den Frauen ganz allgemein nicht nur mehr Rechte, sondern vielfach auch die vollkommene (juristische) Gleichberechtigung beschert haben. Für die Schweiz gilt, wie auch für die meisten übrigen Länder Europas, dass die liberalen und konservativen Gemeinden Frau und Mann als religiös gleichgestellt betrachten, was zur Folge hat, dass hier auch entsprechend die Bat-Mitzwa, analog zur Bar-Mitzwa, festlich begangen wird. Zu beobachten ist, wie die Autorin feststellt, auch ein Veränderungsprozess in der religiösen Einbindung der Frau in die Gemeinde auf orthodoxer Seite. (S. 193)

Eng gekoppelt an die sog. Frauenfrage ist die Thematik „Mischehe oder Übertritt“, mit der sich die Psychoanalytikerin Madeleine Dreyfus beschäftigt, die mit der Arbeit „Jüdische Identitätskonstruktionen in Mischehen und Übertritten“ 2013 in Basel promoviert wurde (im Buchhandel 2016 erschienen als: „Ein ziemlich jüdisches Leben“). Eine weitere Konsequenz allgemeiner gesellschaftlicher Umwälzungen und Veränderungen für das Judentum stellen die Mischehen dar, die kontinuierlich anwachsen (in der Schweiz liegt die Quote heute bei 50%) , was die jüdischen Gemeinden vor das Problem stellt, dass Kinder nichtjüdischer Frauen einer solchen Mischehe zumindest in orthodoxen Gemeinden nicht als jüdisch angesehen werden. Als einziger Ausweg bleibt der – halachisch anerkannte – Übertritt der nichtjüdischen Frau. Madeleine Dreyfus hat drei jüdische Schweizer ausgewählt, die in einem Interview bereit waren, über ihre Ehe mit einer nichtjüdischen Frau bzw. einer übertrittswilligen Frau zu sprechen. Für ihren Ehealltag finden diese Paare individuelle Wege vom orthodoxen Übertritt der einen Partnerin bis hin zum Verzicht auf einen Übertritt „wegen der mangelnden Religiosität ihres jüdischen Umfelds“. (S. 228)

Auf welche Weise wird das jüdische Wissen, das Identität und religiöses Selbstverständnis der jüdischen Kinder entscheidend prägen wird, in der Schweiz erworben? Dieser Frage geht der Basler Historiker Leonardo Fridman nach, der auf breite Praxiserfahrung als Jugendleiter der Israelitischen Gemeinde Basel IGB zurückblicken kann. Im Beitrag „Religionsunterricht und jüdische Tageschulen“ wird deutlich, dass immerhin über 70% der jüdischen Jugendlichen Religionsunterricht (ab ca. sieben Jahren bis zur Bar- bzw. Bat-Mitzwa) erhalten, doch nur rund ein Drittel besucht eine jüdische Schule. Die Einheitsgemeinden sowie die reformierten Gemeinden legen vor allem Wert auf die Vermittlung der Grundlagen des Judentums (religiöse Feste und Gesetze) und das Rezitieren der wichtigsten Gebete auf Hebräisch. Steht die Bar- bzw. Bat-Mitzwa an, wird der bzw. die Jugendliche auf seinen bzw. ihren jeweiligen Wochenabschnitt aus der Tora vorbereitet. In den sog. ultraorthodoxen Gemeinden – in Zürich beispielsweise die Israelitische Religionsgesellschaft IRG bzw. die *Agudas Achim* – ist die Grundbildung sehr stark auf jüdische Bildung fixiert; der weltliche Unterricht wird gemäss dem allgemeinen Lehrplan zwar vermittelt, doch werden die jüdischen Bildungs-

inhalte bevorzugt; die Geschlechter werden getrennt unterrichtet. In den grossen Schweizer Städten Basel, Genf, Lausanne und Zürich gibt es jüdische Primarschulen, die in ihren Curricula neben dem (fortgeschrittenen) Religionsunterricht auch Hebräisch als Schulfach anbieten. In Zürich (Noam Schule), Genf (Beit Girsas Schule) und Lausanne (Max und Jenny Marx Schule) gehen zwischen 20 und 30% der jüdischen Jugendlichen in eine jüdische Primarschule, während in der Basler Leo Adler Schule nur noch wenige Schüler und Schülerinnen eingeschrieben sind. Ausserhalb der schulischen Unterweisung vermitteln die jüdischen Jugendbünde den 10-18jährigen religiöses wie säkulares Wissen.

Wie steht es um das Verhältnis der Schweizer Jüdinnen und Juden zum Staat Israel? Sabina Bossert, Historikerin und Dissertantin in Basel, wirft in ihrem Beitrag „Alija von Schweizer Jüdinnen und Juden nach Israel“ einen Blick auf das Auswanderungsverhalten derselben, ein von der Forschung bislang wenig beachtetes Thema. In der Zeit von 1948 bis ca. 2010 haben immerhin über 5'000 jüdische BürgerInnen mit Schweizer Pass sich in Israel dauerhaft niedergelassen. Die Beweggründe sind weniger vielfältig als erwartet: In erster Linie sind es zionistische Motive und nicht etwa persönliche antisemitische Erfahrungen, die jüdische Menschen nach Israel einreisen lassen, wobei aber sehr enge Verbindungen zur Schweiz erhalten bleiben. Dennoch wird kaum je eine Rückkehr erwogen, wodurch die jüdische Gemeinschaft der Schweiz kontinuierlich Mitglieder verliert. Die in Israel dauerhaft Ansässigen empfinden es im Allgemeinen einfacher als in der Schweiz, ihr Judentum im Alltag zu leben, auch wenn viele die religiösen Gebote und Feste weniger als zuvor in der Schweiz beachten. Interessanterweise geschieht aber auch das Gegenteil, und die neuen Israelis intensivieren ihre religiöse Praxis. Es scheint, als ob die religiöse Schulbildung (s.o.) massgeblich die Entscheidung, nach Israel auszuwandern, mitprägt, erfolgen doch die meisten Auswanderungen bereits nach der Matura oder etwas später.

Die Studie zeigt, dass in allen Lebensbereichen das Schweizer Judentum einem teilweise markanten Wandel unterworfen ist, der in den vorliegenden acht Berichten deutlich zutage getreten ist. Zwar wurde die Orthodoxie mehrfach – meist in Opposition zur liberalen Landschaft – als Vergleichsmoment herangezogen, eine gezielte Untersuchung der orthodoxen Strömungen, idealerweise durch einen Vertreter derselben, wurde indes nicht unternommen. Es sei im Sinne einer Vorausschau auf die Zukunft jüdischen Lebens in der Schweiz nochmals aus dem Resümee der NF-Studie (s.o.) zitiert:

„Die verstärkte Auseinandersetzung im Schweizer Judentum mit Entwicklungen in der Diaspora ist Ausdruck eines nach dem Holocaust wieder erstarkten europäisch-jüdischen Selbstbewusstseins. Auch deshalb ist trotz einer ungünstigen demographischen Entwicklung weiterhin ein pluralistisches, religiöses Leben in der Schweiz möglich.“